

Vorwort

Der Roman ist frei erfunden, bedient sich aber erwiesener Fakten zum Leben der jüdischen Gemeinde des Mittelalters in Erfurt, zur Geschichte des Synagogengebäudes, zum Schatzfund und zum Pogrom vom 21.3.1349. Einige Personen hat es namentlich tatsächlich gegeben, deren Charaktere und Leben sind allerdings nur erdacht. Die Geschichte ist ein Versuch zu erklären, was es mit dem Erfurter Schatz, der im jüdischen Museum „Alte Synagoge“ ausgestellt wird, auf sich gehabt haben könnte.

Wertvoll war der Rat von Frau Dr. Maria Stürzebecher, Kunsthistorikerin und UNESCO Beauftragte der Stadt Erfurt. Ihr und den anderen „Probelesern“: Frau Jutta Heidemann, Maren Röhlinger, Ute Braun-Luckhardt, Renate Stoff, Claudia Bargfeld und Herrn Dr. Bussert gilt mein besonderer Dank für ihr konstruktives Feedback!

Die Autorin

Alice Frontzek, Jahrgang 1966, ist Übersetzerin und Dolmetscherin für die englische Sprache. Sie arbeitet als freiberufliche Autorin und Gästeführerin in Erfurt und führt dort auch u.a. in der alten Synagoge. Neben Beiträgen in verschiedenen Zeitschriften konnte sie mehrere Broschüren zur Stadtgeschichte veröffentlichen, die im Blick Verlag Erfurt erschienen sind.

Bildnachweis

Das Titelbild zeigt ein Silberdöschen aus dem jüdischen Schatz. Es wurde dem Verlag vom Thüringischen Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, Weimar. Fotoarchiv bereitgestellt, Aufnahme: B. Stefan.

Kapitel 1

1344

Rebekka wachte vom Zwitschern der Vögel vor ihrem Fenster auf. Es war noch nicht ganz hell, aber sie hatte nur einen leichten Schlaf gehabt und war nun froh, dass sie das, worüber sie die ganze Nacht nachgedacht hatte, endlich angehen konnte. Sie setzte sich auf den Bettrand, band ihr langes braunes Haar zu einem Knoten zusammen, ging zum Fenster, zog die schweren dunkelgrünen Vorhänge zurück und öffnete die Fensterläden einen schmalen Spalt. Sie schaute auf die andere Betthälfte, wo David sich von der Lichtquelle weg auf die andere Seite drehte und weiter schlief. Heute war noch viel zu tun, bis am Abend bei Einbruch der Dunkelheit und Erscheinen des ersten Sterns am Himmel, die Arbeit zu ruhen hatte. Es war Freitag. Und zwar der Freitag vor der Bar Mizwa ihres Sohnes Kalonimus, den sie nach christlichem Sprachgebrauch einfach nur Kalman riefen. Mit dem 13. Geburtstag hatte er das Alter erreicht, ab dem er die jüdischen Gesetze eigenverantwortlich befolgen sollte und in die jüdische Gemeinde als vollwertiges Gemeindemitglied eingeführt wurde.

Vor Anbruch des Sabbats musste alles für die Feier vorbereitet sein. Ihre Haushaltshilfe Emma, ein etwas

dickliches, unscheinbares aber fleißiges Mädchen aus armen christlichen Verhältnissen, würde um acht Uhr da sein, wie immer außer sonntags. Auch morgen stand sie, und mit ihr einige der christlichen Hausmädchen befreundeter jüdischer Familien, zur Verfügung. Das war beruhigend, denn Christen durften an Samstagen arbeiten. Obwohl es die Kirche nicht gerne sah, dass sich Christinnen in jüdischen Haushalten Geld verdienten, war es in Erfurts Geschäftsviertel gängige Praxis, da andersherum auch einige jüdische Frauen und Männer Christen dienten. Auf diese Weise war gegenseitig gewährleistet, dass auch an den jeweils arbeitsfreien Tagen Feuer gemacht, gekocht und geputzt werden konnte.

Mona, Rebekkas 11-jährige Tochter, sollte ihr heute beim Einkaufen und Backen helfen. Sie ging in ihre Stube. Die Familie bewohnte ein großes Haus in der Michaelisstraße, in dem die beiden Kinder jedes seine eigene Kammer hatte.

„Mona, Liebes, wach auf, wir müssen heute früh auf dem Markt sein. Sonst ist das Beste schon weg.“ Sie rüttelte sie sanft an der Schulter und gab ihr einen Kuss. „Komm in die Küche, ich mache dir eine heiße Milch.“ Mona spürte die morgendliche Kälte in ihrer Stube und zog die mit Gänsedaunen gefüllte blaue Leinendecke über ihre Schultern. Ihr Bett hatte eine feste Unterlage aus Stroh, die mit einem blauen Tuch überzogen war. Sie konnte sich gerade keinen

gemütlicheren Ort vorstellen. Als ein erster Sonnenstrahl in ihr Zimmer auf den Holzboden fiel, erinnerte sie sich, welcher Tag heute war und beeilte sich nun aufzustehen. Sie hatte die Haare ihrer Mutter, braun, lang und leicht gewellt. Sie kämmte sie kurz durch, flocht sich an jeder Seite vorne zwei dünne Strähnen und band diese am Hinterkopf zusammen. Als Mona fertig angezogen die Küche betrat, dampfte die warme Milch auf dem Tisch. Sie trank aus und Rebekka reichte ihr einen großen Korb, setzte sich ihre weiße Haube, wie es verheiratete Frauen taten, auf, nahm selber zwei Körbe und dann verließen sie das Haus, noch bevor David und Kalman aufgewacht waren.

Es war März und schon frühlingshaft mild, die Bäume trieben ihre ersten Knospen. Die Stadt erwachte. Rebekka und Mona gingen von ihrem Haus in der Michaelisstraße über den Fischmarkt mit dem Rathaus, die breite Straße in Richtung des Platzes vor den Graden, den Stufen, die auf den Domberg mit seinen zwei großen Kirchen hinaufführten. Auf dem Weg wechselten sich größere steinerne Häuser mit kleineren schmalen Fachwerkhäuschen ab. Fensterläden wurden geöffnet; erste Feuer geschürt, was man am aufsteigenden Rauch über den Dächern erkannte; Tiere auf die Straße gelassen, was Hunde jeden Morgen in Aufregung versetzte und zu einer lauten Kläfferei führte; Nachttöpfe entleert.

„Hee, sie, nicht in die Wasserklingen, das gilt wohl nicht für jeden?!“, schrie jemand aus einem Fenster herunter.

„Kümmere dich um deinen eigenen Dreck!“, schrie eine kräftige Frau herauf. Eigentlich war es verboten, irgendetwas in die schmalen Wasserläufe, die in einer Holzrinne geführt wurden, zu schütten. Sie zogen sich durch die meisten Straßen in etwa ellenbreiten und ellentiefen Gräben, damit überall und sofort Löschwasser greifbar war, wenn es gebraucht wurde. Auch eignete sich das Wasser zum Abspülen von Gegenständen, sofern es sich um leichte Verschmutzungen handelte. Mona liebte es, wenn die Stadt erwachte und sie Zeuge solcher Wortwechsel werden konnte. Frauen trafen sich an den Brunnen und Mona hatte oft das Gefühl, als würde man über sie reden, wenn sie vorübergingen. Ihre Mutter gesellte sich nie zu den anderen Frauen hinzu, obwohl sie einige von ihnen kannte. Die Familie von Wiehe hatte ihren eigenen Trinkwasserbrunnen hinter ihrem Haus. Die Stadttore waren seit Sonnenaufgang geöffnet. Die Händler fuhren mit ihren Kutschen durch die Straßen, zur Waage im Rathaus, um ihre Waren anzumelden, wiegen zu lassen und zu verzollen. Einige steuerten schon die Stallungen der Futterer, der Getreidehändler, an, um ihre Pferde auszuspannen. Andere waren bereits dabei, sich einen Standplatz zu ergattern. Durchreisende, die auf den großen Handelsstraßen Via Regia oder Nürnberger

Geleitstraße reisten, kamen zwangsläufig durch Erfurt und mussten ihre Waren hier drei Tage lang zum Kauf anbieten, bevor sie weiterreisen durften. Mona und Rebekka erkannten sofort, wer zum ersten und wer zum wiederholten Mal in Erfurt war. Die einen fuhren zögerlich und sich intensiv umschauend durch die Straßen, die anderen den Blick zielgerichtet nach vorne, sich beeilend. Manche waren fremdländisch gekleidet. Es kamen Händler aus Russland, Spanien, Italien, Frankreich und anderen Ländern Europas, aber auch aus anderen Kontinenten. Sie kamen mit kleinen Kutschen, großen Kutschen, offenen oder geschlossenen Fuhrwerken. Sie alle brachten gute Umsätze für die Stadt, denn sie mussten übernachten, ihre Pferde und Kutschen unterstellen und essen. Auch für die Kaufmänner der jüdischen Gemeinde waren sie von Bedeutung.

David betrieb mit Jutta Kophelin eine Wechselstube. Es war der Wunsch ihres verstorbenen Mannes gewesen, dass David, als sein ehemaliger Geschäftspartner, seine Frau in der Fortführung der Geschäfte unterstützte. Ausländisches Geld wechselten sie in Erfurter Münzen und diese vorrangig in französische Tournosen, die als allgemeines Zahlungsmittel galten. Auch vergaben sie Kredite gegen Zinsen und Pfänder. Als Pfand wurden Grundstücke, Schlösser und Ländereien akzeptiert, wenn es sich um große Summen für Bischöfe, Klöster und Adlige handelte.

Bürger und Bauern gaben als Sicherheit, was sie aufbringen konnten: Teppiche, Schmuck oder Kleidung. Frau Kophelin kümmerte sich hauptsächlich um das Pfandhaus und den Verkauf von verfallenen Pfändern auf dem Markt. David übernahm die Buchhaltung und war für den Wechseltisch auf dem Markt zuständig. Außerdem wurden Übersetzer benötigt, die auch fast nur unter den Juden zu finden waren. Kalman lernte bereits seit er fünf Jahre alt war fleißig neben Hebräisch auch Lateinisch und seit Kurzem Französisch.

Aus den umliegenden Dörfern kamen die Bauern und Handwerker auf die Märkte und legten ihre Waren auf Holzbänken aus, die sie auf ihren Fuhrwerken mitführten.

Rebekka benötigte Zutaten für das heutige Sabbatessen und für das morgige Festmahl. Das beste Obst und Gemüse gab es ganz früh am Morgen auf dem Markt vorm Dom, wo sich auch ein Zollhaus, der Pranger und der Galgen befanden. Außerdem brauchte sie noch Mehl, Milch, Honig und Fleisch für das Fest. Das Fleisch holte sie bei ihrem jüdischen Fleischer Ilan, denn es musste kosher sein. Das Tier musste mit einem schnellen Schnitt durch Halsschlagader, Luft- und Speiseröhre mithilfe eines scharfen und fehlerlosen Messers von einem Schächter getötet und dann komplett ausgeblutet sein. Außerdem konnte sie sich darauf verlassen, dass die verbotenen Fettstücke herausgeschnitten und die

Hüftsehne entfernt worden war. Das hatte sie vorbestellt, es hatte also noch Zeit.

Sie liefen die Stände bis zum Dom entlang, kauften kostbares Olivenöl in einer Tonflasche gegenüber der Allerheiligenkirche und hatten ihre Körbe so voll, dass Mona ihren schon fast nicht mehr tragen konnte. Auf dem Rückweg passte noch etwas Fisch in Rebekkas Korb. Die Heringer auf dem Fischmarkt hatten freitags immer eine große Auswahl, denn Fisch war die Freitagsspeise der Christen. Sie merkten gar nicht wie die Zeit verging, aber das Läuten der fast 40 Kirchtürme der Stadt erinnerte die Christen kurz vor zehn an die tägliche Frühmesse in den 25 Pfarrgemeinden. Gleich kehrte also vorübergehend etwas Ruhe auf den Straßen ein, die sich dann eine Stunde später umso mehr füllten.

„Mutter, geben wir dem Mönch dort etwas?“, fragte Mona und zeigte auf einen Dominikanermönch in weißer Kutte mit schwarzem Schulterüberwurf, der einen Sack über der Schulter trug, in dem er die Gaben der Leute sammelte.

„Nein, wo willst du da anfangen und wo aufhören? Die vielen Bettelorden hier ... denen geht es nicht schlecht. Gib lieber dem Bettler dort drüben etwas, der hat ein Armutszeugnis, der kann es wirklich brauchen.“, sagte sie und gab Mona eine Münze. Und zu sich selber: „Bevor ich diesen Hasspredigern auch nur einen Groschen gebe, soll mich der Teufel holen.“

Der christlichen Kirche etwas schenken - ich wäre von allen guten Geistern verlassen.“

Die vielen Türme der Stadt konnten einen Juden erschrecken und erinnerten an römische Verhältnisse. Trotz der Übermacht des Christentums konnte sich die jüdische Gemeinde jedoch sicher fühlen und beachtlich wachsen, denn der Stadtherr, der Erzbischof von Mainz, garantierte für ihren Schutz. Der Erfurter Rat hatte diesen sogar übernommen. Juden bereicherten und nutzten großen Handelsstädten wie Erfurt. Es war unchristlich wenn ein Christ von einem anderen Christen Zinsen verlangte, also übernahmen die Juden den Geldhandel. Umgekehrt wurde kein Jude in eine Handwerkerzunft aufgenommen. So machten sie den Christen keine Konkurrenz. Sie erhielten das Bürgerrecht in Erfurt und als Erfurter fühlte man sich in gewissem Maße miteinander verbunden. Die Stadt war immer auf dem neuesten Wissensstand dank der jüdischen Fernhändler. Es war gut, gebildete Leute in der Stadt zu haben, die über medizinische, sprachliche und wirtschaftliche Kenntnisse verfügten. Noch besser war es, sie in der Hand zu haben, denn Christen waren sozusagen von Geburt an höher gestellt und hatten das Recht auf ihrer Seite, ungeachtet ihrer tatsächlichen Leistungen.